







Gestern abend verschied nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden mein inniggeliebter Mann, unser herzenguter treusorgender Vater, Schwieger- und Großvater, Bruder und Schwager, der

Oberpostschaffner  
**Karl Seehaus**

im Alter von 61 Jahren.

Halberstadt, den 4. Dezember 1928.

In tiefem Schmerz:  
**Marie Seehaus**  
im Namen aller Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet Sonnabend, den 8. Dezember, nachmittags 2 1/2 Uhr, von der Friedhofskapelle aus, statt.

Nach kurzem Krankenlager erliefte ein sanfter Tod Dienstag nacht 10 1/2 Uhr meinen über alles geliebten, unvergesslichen Mann, unseren treusorgenden Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder und Onkel, den

Büro-Inspektor  
**Heinrich Schuschke**

im fast vollendeten 58. Lebensjahre.

Halberstadt, den 4. Dezember 1928.

In tiefer Trauer:  
**Margarete Schuschke geb. Thiemé**  
**Willy Schuschke und Frau**  
Lotti geb. **Rackwitz**  
**Heini Schuschke und Braut**  
**Albert Zinke und Frau**

Lotte geb. Schuschke und 2 Enkelkinder.  
Von Beileidsbesuchen bitte absehen.  
Die Beerdigung findet am Sonnabend nachmittags 3 Uhr, von der Friedhofskapelle aus, statt.

Am 4. d. Mts. verschied der  
Büroinspektor  
**Herr Heinrich Schuschke**

Der Verstorbene ist am 1. April 1903 in unsere Verwaltung eingetreten. Fleiß und Gewissenhaftigkeit haben ihn bei jeder dienstlichen Verwendung ausgezeichnet. Seine Pflichttreue und Berufstreue waren vorbildlich. Dies und sein stets liebenswürdiges Wesen sichern ihm bei uns ein dauerndes ehrendes Andenken.

Der Magistrat.

Verband der Kommunalbeamten und  
Angestellten Preußens a. V.  
Ortsgruppe Halberstadt.

Am Dienstag, den 4. Dezember 1928, verschied nach längerem Leiden unser langjähriges Verbandsmitglied und lieber Kollege, der

Stadt-Büroinspektor

**Heinrich Schuschke**

im 58. Lebensjahre.

Der Verstorbene hat sich in jeder Beziehung um die Interessen des Verbandes verdient gemacht und erreichte sich infolge seiner vorzüglichen Charaktereigenschaften bei allen Kollegen eine besondere Wertschätzung. Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Der Vorstand.

Die Kollegen versammeln sich zur Beisetzung am Sonnabend, 15 Uhr, vor der Friedhofskapelle.

Von allen Seiten sind uns so herzliche Beweise aufrichtiger Anteilnahme beim Heimgange unserer lieben Entschlafenen dargebracht worden, daß es uns nicht möglich ist, allen persönlich zu danken. Wir sprechen daher auf diesem Wege allen unseren tiefgefühltesten Dank aus.

Im Namen  
der trauernden Hinterbliebenen:  
**Karl Kette.**

Handharmonika  
neu (21 Töne, 12 Klänge  
3 Hör.) zu verkaufen.  
H. Buchholz,  
Wegeleben, Baderstr. 21.

Am Montag, den 3. Dezember 1928 verstarb nach kurzem schweren Krankenlager unser liebes Kind  
**Erwin**  
im zarten Alter von 4 Jahren  
Die trauernden Hinterbliebenen:  
**Herrmann Sattler nebst Frau u. Kinder**  
Die Beerdigung findet Donnerstag nachm. 3 1/2 Uhr statt. Ewige Kranzspenden nach Taubenstraße 20 erbeten.

Öffentliche Mahnung.

In die städtische Steuerliste, II. b. Wärdten sind zu entrichten:

1. Schulgeld für Dezember bis 12. Dezember.
2. Nachzahlung für Dezember bis 18. Dezember.
3. Grundvermögens- und Hauszinssteuer für Dezember bis 18. Dezember.
4. Raub- und Grundsteuer für August-November bis 18. Dezember.

Rechnungen durch Banken, durch die Post usw. müssen unter genauer Bezeichnung und Angabe der Geburts- u. mündelns 2 Tage vorher erfolgen. Nach Ablauf der Zahlungstermine erfolgt rechtserzwingende Geltendmachung. Anstandslosige Einzahlung. Außerdem werden bei Verzügen über 10-12 Wk. 10% Verzugszinsen erhoben.  
Fahrbefehl, den 3. Dezember 1928.  
Der Magistrat.

aus Queblinburg.

Abschrift.

Am Freitag, den 7. Dezember 1928 findet ein M. B. Schießen mit Gewehrarmen mit Anschluß der Blüchenerer-Kompagnie J. R. 12 mit dem Gewehrtrag weislich der Straße Darsleben - Welterhauhen statt. Beginn des Schießens 8.00 Uhr, Ende 13.00 Uhr.

Zur geladene Gewehre. Das durch Posten ab 8.00 Uhr abgeleert wird. In der Gewehrtrag weislich der Straße Darsleben - Welterhauhen ist für die Dauer der Abwehru wegen Lebensgefahr verboten. Den Abwehrugeposten ist unbedingtes Fehlen zu kritisieren.

Wer Gewehre mit oder ohne Ränder, Geldscheine, die nicht mit Eisenblech als völlig leer erkannt werden, Bänder, Iste oder auf dem Geldscheine liegend und einzelne Bünderteile findet, hat die Stelle kenntlich zu machen und den Fund der Kommandierung oder der Kreisbehörde unverzüglich anzuzeigen. Jedes Verwehren solcher Teile ist mit Lebensgefahr verbunden. Die Belohnung bestimmt unständlich die Zuppe.

Spätere Funde blingebangener Geldscheine usw. sind dem Truppenstell ungenannt, wenn nötig, telefonisch mitzuteilen.

Ein Abfinden des Bietlandes findet sofort nach dem Schießen durch die Zuppe statt.  
Queblinburg, den 1. Dezember 1928.  
Die Polizeiverwaltung.

Queblinburg.

Rot- und Rollen-Handlung und Andrachschiff  
von **Karl Jsrael,**  
Queblinburg, Erimweg 29, Eingang Augustiner  
Bühne meine Rot- und Rollenhandlung in empfehlende Erinnerung. Billige Preise. Heile Bedienung. Ferner empfehle mich zu laudbarster Ausführung von landwirtschaftlichen Werkzeugen zu billigen Preisen.

**Limbo Dimdx!**  
Ist dir im Interesse mit  
einem Limbo Dimdx-Zugpulver  
und gelinder, wenn  
nichts Holzpulver kommt,  
wegen fünf 129 Ufr  
in der großen Größe  
bis Willy Götzig von  
einer Lord kommt. Ist  
nichts zu tun!  
**Immer Dein Freund Hermann**

Sur Vornahme von Kanalisationsarbeiten wird die Abnahme am 11ten Dezember 1928 und Blantenburger Eisenbahn für jeden Betrieb von 7. bis 11. Dezember 1928.  
Salzlicht, den 3. Dezember 1928.  
Die Polizeiverwaltung.

Schlachthof-Freibank  
**Schweine- und Rindfleisch.**  
**Weihnachtsbäume.**

Am Freitag, den 7. Dezember, vormittags 10 Uhr, werden in der Gasmüllerei „Hofhaus Zietenberge“  
**1060 Stück Fichten — Weihnachtsbäume**  
aus dem Revier Zietenberge öffentlich meistertens gegen Bezahlung in feineren Sorten von 25 und 4 Stück verkauft werden. Freibändiger Verkauf findet nicht statt.  
Magistrat — Postverwaltung.

**Aufwertung  
der roten Tausender**

Die Liebespflicht soll ihre Forderungsfähigkeit auf mehr 30 Liter erheben. Ich habe am 5. 12. 28 einen Sackel mit Tabakwaren erhalten und bitte um geneigte Unterstützung. Gemachte an **33 C. D. A. G. H. E. N.**

Geschenkpäckungen in Zigarren  
u. Zigaretten  
**Fritz Lösche, Bakenstr. 11**

Zigaretten- und  
Zigarettenstücken  
Zigarettenmaschinen  
Zigaretten-Stuis  
empfeht billigt  
**Ernst Voegel**  
Dresdenermeister.



**Die Garantie-Uhr**  
deutscher Uhrmacher.

Verkaufsstelle:  
**Schmiedestraße 32**  
**Franz Vieth.**

Ohne Ausnahme:  
**Teppiche, Läufer**  
Tisch- u. Divandeecken  
in 12 Monaten!

**Stein's Teppich-Versand,**  
Berlin G. 2, Burgstr. 20  
Verlangen Sie Offerte.

Wer verkauft  
Wohn- od. Geschäftsräume,  
Wälder, Grundstücke,  
Gärten, Parks od. Ländl.  
Vertrieb auch Dauerwohn?

So günstig an H. **W. H. H. H.**  
H. Jungentrog 16a.

**Wachstuche**

das Meter von 1.75 Mk. an		
<b>Wachstuch-Decken</b>		
100/120 cm	115/140 cm	
3.75	5.00	
<b>Ledertuch-Decken</b>		
100/120 cm 4.95		
<b>Linoleum-Läufer</b> (druck)		
67 cm breit	90 cm breit	110 cm breit
2.50	3.75	4.75
<b>Linoleum-Teppiche</b>		
150/200	200/250	250/300
14.95	24.95	29.95
<b>Stragula-Läufer</b> Ers. 1. Linoleum		
67 cm breit	90 cm breit	110 cm breit
1.75	2.35	2.90
<b>Stragula-Teppiche</b>		
150/200	200/250	250/300
9.75	16.00	19.00

Angora-Felle / Ziegen-Felle / Stoffläufer / Puppen-  
stübenstapfen / Bohnerwachs mit und ohne Farbzusatz  
empfehlen

**Gebr. Sondheim**  
Hoheweg 20

Spezialgeschäft in Farben, Lacken und Tapeten / Tel. 2485





Zur Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail“... Die Aufführung...

### G. P. D. Quedlinburg

Donnerstag, den 6. Dezember 1928, 20 Uhr  
Große Funktionärfrühung im Gemeinshaus.  
Freitag, den 7. Dezember 1928, 20 Uhr  
Generalversammlung

Zusatzprogramm: Vortrag des Kreisvereinsleiters...  
Das Einhalten aller Bestimmungen und Vorschriften ist unbedingt erforderlich. Bitte mitbringen.

### Kreis Quedlinburg.

Stettinberg, 4. Dez. Gemeindeverwaltung...  
Nachfriedhof, 4. Dezember. Unter der Leitung des...

### Aus Wärschleben.

a. Neuer Verkehrsmittel. An einer vortrefflichen Ecke der...  
a. Treibriemendiesel. Bei der Firma G. C. Bielehorn wurde...  
a. Mietgesellschaft für städtische Arbeiter? Der Vorstand...  
a. Gaspreisrückgang. Die städtischen Parteien arbeiten...

### Vermischtes.

#### Der Paß für das Jenseits.

In dem hübschen Dorf Ratalinzi hat sich vor einigen Tagen der...  
es folgenden Brief an den Polizeibefehl:

# Mitteldeutsche Rundschau.

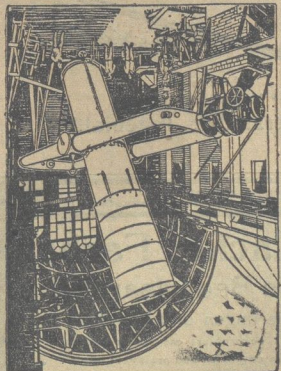
Hargrode, 4. Dez. Eine Holzruerlokomotive. Von den...  
Benedekstein, 4. Dez. Ein Kind in die Hobelmaschine...  
Brennholz, 5. Dezember. Eine Wirtshausschiff...

waren zum Teil befaßt und außerdem hatten sich die Angelegenheiten durch...  
Klabal, 4. Dezember. Gelbmalgenlind. In der Drift...  
Mittelberg, 4. Dez. Sphaerens Schützling für die...  
Erfelder (Edelweiß), 4. Dez. Zunahme der...  
Mühlhausen (Tür), 4. Dez. Diebstahl in einer...  
Schledau, 4. Dezember. Selbstmord an der...  
sigen Teile des Instruments ist 14000 Kilogramm. Ein...  
Französische Flugpostmarken.



Antwort einer Luftpostmarkete mit dem Kopf Botanowitsch.  
Für diesen Zweck wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Die meiste...  
Im Straßburger Stadttheater kam es bei einer Aufführung...

### Ein deutsches Tiefen-Feuerrohr für Java



Ein Zeh-Doppelrohr  
mit zwei Objektiven von 600 mm Stufenbrennweite wurde in der...  
Ein Zeh-Doppelrohr  
mit zwei Objektiven von 600 mm Stufenbrennweite wurde in der...  
Ein Zeh-Doppelrohr  
mit zwei Objektiven von 600 mm Stufenbrennweite wurde in der...

### Filme der Woche.

Im Lichtspielhaus Halberstadt gelangt jetzt „Der Hirsberg“...  
Am Kammertheater sehen man einen äußerst amüsanten...  
Der Film, der den...  
Die nächsten Tage...

Berliner Getreidebörse vom 4. Dezember.

Table with 3 columns: Item (Weizen, Roggen, etc.), Price range for Dec 3, and Price range for Dec 4.

Magdeburger Viehmarkt.

Magdeburg, 4. Dezember. Einleitender Schlacht und Viehmarkt. Aufgeführt der Viehwirtschaftskommission. Die Preise sind Marktpreise für mittlere gemogene Tiere...

Schweine-Wochenbericht

Table with 2 columns: Firm (Firma A. Metz & Co., etc.) and Price (Kilo). Lists various pig breeds and their market prices.

Stadt-Theater.

Wittwoch, den 5. Dezember 1928, 20-22 Uhr. Erst-Aufführung: „Oktoberfest“. Schauspiel von Kaiser (0.50 bis 3.50 Mk.).

Gülze Beschenke Gölze

S. C. Germania 1900

Monats-Versammlung

Funk-Theis

Großlautsprecher-Konzert

Franz Baumann singt

Sozialdemokr. Partei Deutschlands. Ortsgruppe Halberstadt. Parteifestsaal Halberstadt, Dampplatz 48, Tel. 2591.

Jungvolksfesten. Am Donnerstag, den 6. Dezember 1928, pünktlich 20 Uhr, im Gemertshaus, 1 Treppe, Aufstieg und Stand des Kapitalismus.

Soz. Arbeiter-Jugend. Halberstadt, heute Abend ist Vorstands- und Funktionärstag. Tagesordnung: Vorstellensbericht und Bericht über den Arbeitsbericht der Vorstandsmitglieder...

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Halberstadt, Schulpfort. Heute Mittwoch Abend müssen sämtliche Sportler unbedingt in der Turnhalle sein.

Rundfunk-Programme. der häufigsten deutschen Sender.

Rundfunk-Programme. Berlin, 19. Oberfunktor Dr. Andresen: „Auf dem Wege zur neuen Schule“.

Blätterin. nimmt noch Sammlerstücke... Autocui 2271 (Straß-Wagen) Krist., Kompl. 1. Flechten, Kräfte, Haut-Auslicht, etc.

Kaiser-Apotheke. empfehlen... Gulleitungsmitel... Dr. Virence.

Zenker. 3000 deutsche Uhrmacher garantieren für diese Uhr! Verkaufsstelle: Gustav Pfaller, Franziskanerstraße 16.

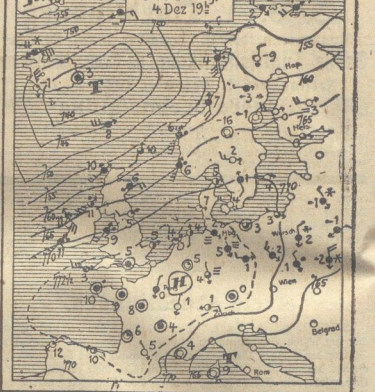
Ole, Lacke, Farben und alle Bedarfsartikel für Lackierungen und Anstriche.

Rohstoff-Genossenschaft der Maler. Sedansstr. 69. Geschäftszeit von 8-12 u. 2-5 Uhr.

Schablone, Bohnerwachs, Salmiakgelat, Rostschutzfarben, Isoliermittel, etc.

Leipzig, 20. „Und das Licht scheint in der Finsternis“, Drama von Löffler, 21.30. „Ruffische Muffit“.

Ämtliche Wetternachrichten.



Dienstag, 4. Dez. 1928. Voraussichtliche Witterung bis Donnerstag Abend: Jetzt hat sich hoher Luftdruck weit über Deutschland vorgeschoben...

WELT-ERDE UND MENSCHHEIT. von R. H. Francé erschien soeben als Ulstein-Wellenbuch für 5 Mk. in die Wunder der Schöpfung... „Halberstädter Tageblatt“

Arbeiter-Theaterbund Deutschlands. Ortsgruppe Halberstadt. Freitag, den 14. Dezember 1928 im „Gehlimm“: „Der Jurbaron“

Heute frisch geschlachtet! Fleisch- u. Wurstwaren. B. Palm, Schulstraße 11, Telefon 1394

Wachstuchdecken und Tapeten kauft man bei Lackbehrens, Dominikanerstrasse 4.

Das Buch der „roten Falken“ von Anton Tsarek ist wieder eingetroffen. Preis: Ganzleinenband 2,- Mk. kart. Ausgabe 1.25 Mk.

Augen- u. Ohrenheilkunde. am grünen Saum. Heilmittel, etc.

Matulatur abzugeben. Halberstädter Tagblatt, Dampplatz 48.

Aus Wernigerode. Weihnachts-Bäume presensiert am besten Ernst Weithauer, Wernigerode 43.



# Der Abend

Nr. 49.

Donnerstag, den 6. Dezember 1928.

10. Jahrgang.

## Der Feigling.

Von Axel Rasmussen.

Wanja Petrowitsch verstand nicht viel von Politik, als er im Sommer 1914 nach Petersburg kam. Er hatte sich nie darum gekümmert. Als ältester Sohn eines kleinen Bauern im Piestauschen geboren, hatte er in Nowgorod das Gymnasium besucht, hatte sich eine gute Reihe von Jahren halbwegs durchgehüngert, hatte redlich gebüffelt, um ohne Anstoß die Schule zu durchlaufen, und war nun schließlich in die Hauptstadt gekommen, um hier Medizin zu studieren. Er wußte worauf; es ankam: schnelles Examen und dann der Versuch, irgendwo eine Praxis zu begründen, Geld zu verdienen, zu barben und zu sparen. Das war er seinem Vater schuldig, in dessen Hause noch sechs oder sieben jüngere Geschwister herumwimmelten.

Er hatte in einer der gräßlichen Vorstädte Petersburgs ein höhlendunkles Zimmerchen für vier Rubel gemietet und lebte überwiegend von Tee, Schwarzbrot, und der täglichen Kohlsuppe, die in einer Volksküche für fünfzehn Kopfen verabfolgt wurde. Seine Uniform, die er für alt gekauft hatte, war bereits schäbig und abgeriffen, als er sie erstand; um Wäsche zu sparen trug er schwarze Hemdtragen und zur Schonung der Stiefel ging er zu Hause barfuß. Umgang mit Kameraden hatte er wenig, das kostete auch im besten Falle noch immer Geld, ganz abgesehen davon, daß die besser Situlierten sich des Verkehrs mit ihm geschämt hätten.

Wanja Petrowitsch empfand bei all dem kaum, daß er ein hartes Leben führen mußte. Er war genügsam, wie die meisten Russen aus den unteren Volksschichten, und die Aussicht auf eine etwas leichtere Zukunft verführte ihn mit der fragwürdigen Gegenwart.

Dann, plötzlich, kam der Krieg. Für ihn, der niemals Zeitungen las, überraschend wie ein Gewitter im Winter. Wanja wurde am dritten Tage nach der Mobilmachung eingezogen. Er erschrak zunächst heftig, wenn er an das verzögerte Examen dachte. Bald aber, als die Monate hingingen ohne Aussicht auf ein Ende, gab er es auf, an ein Später zu denken, und fügte sich ohne Widerstreben, fast gedankenlos, in das Unvermeidliche. Sorgen um den Unterhalt hatte er nun nicht mehr, der Staat kleidete, der Staat ernährte ihn — und offenbar besser, als es ihm selbst je möglich gewesen war — und es hatte keinen Zweck, sich über die Zukunft den Kopf zu zerbrechen.

Wanja Petrowitsch hatte keinerlei militärischen Ehrgeiz und nach einem Jahre hatte er es noch nicht zum Sekreten gebracht. Trotzdem wäre er nicht ungeren Soldat gewesen, wenn es nicht so furchtbare Dinge wie Kämpfe, Geschützfeuer, Blut, Gemetzel und Verwundungen gegeben hätte. Seine friedliebende, allem Brutalen abhold Seele sträubte sich gegen die unerhörten Grausamkeiten des Krieges und er hatte eine Angst vor dem Sterben, die er niemals überwand. Nur die Angst vor seinem Vorgesetzten war vielleicht noch größer, sie trieb ihn widerstandslos dukende von Malen nach vorne, ins Feuer. Bis ihn, in irgend einer dunklen und namenlosen Nacht, eine verrirte Kugel, ein Querschläger vielleicht, traf, seine Kniekehle zermettelte und unter seine militärische Laufbahn einen dicken Schlußstrich setzte.

Monatelang schleppte man ihn durch die Lazarette. Als er endlich wieder so weit hergestellt war, daß er lahmend, aber ohne Krücken gehen konnte, fand er sich eines Tages in seiner alten Wohnung in Petersburg wieder, eifrig bemüht, die veräumte Zeit durch verdoppelten Fleiß einzuholen.

Die Universität war zum großen Teil verödet. Wer gesunde Glieder hatte, kämpfte an der Front, die Zurückgebliebenen waren entweder untauglich, oder Verwundete, wie Wanja selbst, oder schließlich — Frauen! Ja, die Mädchen überwogen bei weitem in der Studentenschaft, sie waren nicht mehr zu übersehen.

Wanja hatte sich nie viel abgegeben mit dem anderen Geschlecht — er hatte ja auch hierfür keine Zeit. Jetzt ließ es sich nicht vermeiden, daß er bald hier, bald da mit einer der Studentinnen in Berührung trat. Man wußte, daß er im Felde gewesen war, und man begann sich für ihn zu interessieren. Vielleicht, daß sogar sein lahrender Gang, sein von vielen durchwachten Nächten blaßes Ge-

sicht seinem Aeußeren eine besondere Note verlieh. Dankbar empfand Wanja plötzlich die Beweise freundlicher Anteilnahme, mit denen man ihn bisher nicht verwöhnt hatte.

Unter allen Studentinnen beschäftigte ihn vornehmlich ein Mädchen, mit dem er im physiologischen Praktikum gemeinsam arbeitete. Sie war eines Popen Tochter, wenig jünger als Wanja, mit einem regelmäßigen Gesicht, in dem leidenschaftliche, dunkle Augen brannten. Die beiden kamen häufiger miteinander ins Gespräch, und endlich stellte es sich heraus, daß das Mädchen — Wera Fedorowna hieß sie — in seiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, ja, daß die Fenster ihrer beiden Zimmer sich genau gegenüber lagen. Irigendwie wurde Wanja durch diese Feststellung leicht beglückt; und bald verging kaum ein Tag, daß er sie nicht nach Hause begleitete. Oft konnte es dann geschehen, daß er, für einen Augenblick ausruhend von seinen Büchern aufblickend, hinter dem etwas trüben, kleinen Fenster im gegenüber liegenden Hause ihr Antlitz erblickte; sie lächelten sich an, für einige Augenblicke, und der flüchtige Gruß ihrer Augen tat ihm wohl wie eine Liebstofung, so daß er sich mit neuem Eifer auf seine Arbeit warf.

Es war kaum ein Wunder, daß die Liebe zu diesem Mädchen in Kürze über sein unbehütetes Herz mit jenem Ungestim hereinbrach, das allen ersten großen Leidenschaften eigen. Er fragte und grübelte nicht über Grund und Ziel — kaum daß er in einer versonnenen Stunde einmal Zukunftspläne machte. Naive, freundliche Bilder eines behäbigen, bürgerlichen Glücks tauchten dann in ihm auf, die ihn die Lichtlosigkeit seiner Jugend und freudlosen Gegenwart vergessen ließen.

Es war eine aufregende Zeit damals in Petersburg — irgend ein unterirdisches Wühlen und Grollen machte sich bereits bemerkbar. Bald hier, bald da gab es Menschenansammlungen, Zusammenkünfte mit Gendarmerie und Polizei, immer wieder hörte man in der Nacht irgendwo das Knattern von Gewehrschüssen.

Wanja Petrowitsch war eine ängstliche Natur, er hielt sich gern nach Einbruch der Dunkelheit zu Hause auf. Aber das Bewußtsein, daß Wera noch nicht heim gekommen sei, daß ihr Fenster ihn aus dunkler Höhle anstarrte, trieb ihn dann immer wieder auf die Straße, wo er klopfenden Herzens herumirrte, bis er sie endlich — traf.

Einmal begleitete er Wera auf einen abendlichen Gang. Sie machte vor einem finsternen, versteckten Hause halt.

„Darf ich nicht mit hineinkommen, Wera Fedorowna?“ bettelte er. Sie sah ihn durchdringend, gleichsam prüfend an. Ihr Gesicht leuchtete sahl und blaß in der Dunkelheit.

„Nein, es geht nicht,“ überlegte sie langsam. „Es ist eine geschlossene Versammlung, man darf keine Fremden einführen.“

„Ist es ein Verein und kann ich nicht aufgenommen werden?“

„Es ist — Sie werden mich nicht verraten — es ist eine revolutionäre Versammlung. Was wollen Sie da?“

Wanjas Herzschlag stockte — Revolution, das war ein Wort, welches nur auszusprechen schon den Tod bringen konnte. Bilder von Sibirien, endlosem Winter, Verbannung hupfchten an seinem Auge vorüber; er fror plötzlich in seinem dünnen Wäntelchen. Aber Weras Gesicht stand jetzt dicht vor dem Seinen — ihre Augen fraßen sich glühend in ihn hinein. Im Augenblick erkannte er, daß kein Weg zu Wera führte, es sei denn über dieses: über die politische Ueberzeugung. Empfund, daß er diesem Mädchen höflich sei, und flüsterte, im Dunkel errötend über seine Lüge, daß er selbst revolutionär gesonnen sei, daß er sich glücklich schätze, bei dieser Gelegenheit mit Gesinnungsgenossen in Verbindung zu treten.

Wera sagte nur leise „So kommen Sie“ und er sah nicht, wie selbstam sie lächelte. Ein struppiger Kerl öffnete auf ein besonderes Zeichen und ließ die beiden nach kurzem, geflüsterten Wortwechsel hinein.

Ihr Eintritt fiel gar nicht auf. Viele Menschen, Männer und Frauen, standen zusammengedrängt in einem großen, trübe beleuchteten Zimmer. Vorne war ein Tisch, an dem ein paar Leute saßen, die offenbar die Versammlung leiteten. „Warte hier“, sagte Wera, ihn plötzlich mit dem vertraulichen Du anredend. Sie selbst ging nach vorne, wo sie von den anderen ehrfürchtig begrüßt wurde.

Bald hier, bald da stand einer auf und sprach: stockend, suchend, mit heiserer Stimme. Wanja verstand wenig, nur einige Worte:

Jar, Volk, Heer, alles Brüder geknechtet und entrechtet — wieder hatten sich immer aufs Neue. Einer, offenbar der Leiter und Führer, ein dieser Menschen, sprang jaß auf den Tisch, er sprach mit heller, aufstrebender Stimme, die wie eine Fanfare durch den Raum gellte. „Ein schöner Barjache“ dachte Wanja, und dann sah er, wie Wera Feodorowna sich erhob. Nun paßte er auf — sie sprach ganz ruhig und gemessen, von dem Elend, der Not des Volkes, der Willkür der Regierung. Sie wählte einfache, packende Bilder und schlug alle Hörer in ihren Bann. Und plötzlich mußte Wanja an seinen Vater denken, der so schwer arbeiten mußte um das bißchen Brot, und an sein eigenes einbehrungsreiches, schwingenloses Dasein. Ein Schluchzen jaß in seiner Kehle. „Brüder!“ flüsterte er vor sich hin — und am liebsten hätte er geweint.

Es kam alles rein gefühlsmäßig. Was man eigentlich wollte, wußte er kaum. Er glaubte, es müsse etwas Gutes und Großes sein, weil Wera dabei war, und er war dankbar, daß ihm nun die Möglichkeit gegeben wurde, sie auf ihren Gängen zu begleiten. Er folgte ihr wie ein treuer Hund, und er saß traurig zu Hause, wenn sie einmal, ohne einen Grund zu nennen, seine Begleitung ablehnte.

Und dann — eines Nachts, als es heftiger, anhaltender knatterte und knollte, ganz in der Ferne, im Zentrum der Stadt und plötzlich auch ganz, ganz nah, klopfte Wera an sein Fenster, gerade als er die Decke über die Ohren ziehen wollte. „Komm mit!“ rief sie. „Schnell, schnell . . . es geht los!“

Wanja fuhr zitternd in seine Kleider, hastete hinaus. Sie behten durch die Straßen, in denen es in ungewohnter Weise von Menschen wimmelte. Abgeriffene Worte und Fragen slogen wie Fegen eines Gewandes von einer Gruppe zur anderen. Man hatte nicht Zeit, Antworten abzuwarten. Alles strömte in einer großen, sichtbaren Bewegung nach einem bestimmten Plage. „Wir haben Barrikaden aufgebaut am Alexander-Denkmal“, schrie Wera im Laufem. „Die Regierung hat vier Regimenter Kosaken zusammengezogen, dort. Aber wir sind die stärkeren.“

Wanja antwortete nichts — er leuchtete vom Laufem und sein lahrendes Bein schmerzte entsetzlich. Das Gewehrfeuer wurde heftiger, durchdringender Schreie, Flüchen, des Brechens von Holz und Klirren der Schrauben zerstörte die Stille der Nacht. Irgendwo brannte es, blutrot lag der Widerschein der Blut auf der Bronzemasse des Denkmals. Menschen schienen irgendwo in der Luft zu schweben — ach, so, sie standen erhöht auf den Wällen, die man aus Ritzen, Säcken, Wagen aufgebaut hatte. Im Augenblick war man da — im nächsten wilde angstheulende Rufe „Kosaken!“ Stille für klappernde Hufe von ungezählten Pferden, scharfe, gellende Signale, heulendes Pfeifen der Nagaiten, deren Bleitnoten niederfallend die Menschen dühendweise zu Boden mähten. „Jaß warf sich die Menge zurück, stutete wie eine Welle in die dunkleren Straßen. Die Barrikade war plötzlich ganz leer. Nur einer stand darauf, eine Stange mit einem wehenden roten Fegen in der Linken, in der Rechten eine rauchende Pistole. Sein Haar leuchtete brandrot im Feuerchein. Es war der schöne Barjache, der Wanja in der ersten Verammlung aufgefallen war. Wanja sah auf Wera, die seinen Arm fest umklammert hielt. Ihr Antlitz hing hingegen an dem einsamen Mann dort oben mit der Fahne. Im selben Augenblick wußte Wanja, daß er das Mädchen nie besitzen würde. Etwas brach in ihm zusammen — ein wahnsinniger Schmerz machte ihn jaß bewußtlos. Trotzdem sah er alle Vorgänge genau, wie auf einer Bühne. Der Mann drehte sich den Kosaken entgegen — über hundert Meter leblosen Trümmerfeldes sahen sie sich in die Augen — der Eine und die Vielen . . .

„Michael Leraschow“ schrie Wera. „Es geht nicht — er wird sterben!“ Dann zu Wanja kurz, herrisch jaß: „Nette ihn! Hol ihn runter!“

Wanja lächelte flüchtig, seltsam. Es war Wahnsinn, was sie verlangte. Und schließlich, was ging ihm das alles an? Aber dann sah er, wie ein Zug unfählicher Verachtung sich in ihr Gesicht grub. „Fegling“, zischte sie. Das peitschte ihn auf. Wenn sie ihn schon nicht liebte, sollte sie ihn zum mindesten nicht verachten. Sein Herz schlug vor wahnsinniger Angst — aber er sprang vorwärts, dreißig Schritte, vierzig. Schon war er dicht an der Barrikade, winkte, schrie. Da hob der Führer der Kosaken langsam die Hand — eine Salve zerriß das Schweigen. Ein, zwei Sprünge noch, trampfhaft, automatisch, und von mehreren Kugeln getroffen, fürzte Wanja blutend aufs Pflaster . . .

## Ein Mensch stirbt.

Von A. Braun-Stratmann.

Da liegt das Tuch, das rotweiß gestreifte Handtuch, das ich in höchster Hast aus dem Schranke nahm. Ich meine, ich könnte es nicht mehr anfassen, weil — es auf einem Toten gelegen hat. Als ob es anstößend wäre . . . Ich habe mir die Hände eindringlich mit Seife gewaschen, aber sie kommen mir fremd vor. Sie streichen

unsicher aneinander vorbei, und ein Angstgefühl sßt unter der Haut. Ich habe zum ersten Male erlebt, wie ein Mensch gestorben ist. Mein Herz schlägt stark. Ich höre es mit eigenen Ohren. Ich kann das nicht begreifen, was ich gesehen habe . . .

Ich saß am Radio und hatte eine Viertelstunde Madrid gesucht und nicht bekommen. Statt dessen lang irgendwo eine weiche Stimme: „Sieh, mein Herz erschläßt sich in der Stut deiner Liebe.“ Wertwürdig, immer höre ich ein Stöhnen in gleichen Umständen dazwischen. Kommt das aus dem Radio? Ich schalte aus. Das Stöhnen bleibt. Es kommt von draußen, durch den offenen Fensterspalt. Ich bin neugierig und schaue hinaus. Draußen, gegenüber vor dem Neubau, liegt jemand und stöhnt. Und ein anderer steht dabei und müßt sich um ihn. Dann kommen zwei Frauen dazu und die eine redet auf den am Boden Liegenden ein, freundlich, ermunternd, göttig.

„Komm Willi, steh auf, wir sind ja gleich zu Haus.“ Der Mann stöhnt, antwortet nicht.

„Komm, wir helfen dir. Was hast du denn eigentlich? Ist dir schlecht? Komme doch, du liegst ja gerade auf dem Draht.“ Sie bemerkt mich am Fenster des erleuchteten Zimmers.

„Sieh mal, die Leute werden schon aufmerksam.“

Ich gehe zurück, drehe das Licht aus und sehe nach ein paar Sekunden wieder hinaus. Der Stöhnende hat sich mit Hilfe seiner Frau und des Mannes auferichtet. Er stöhnt immer noch. Hemd, Hose und Hosenträger hängen ihm hinten herunter. Ich denke: Der Mann ist betrunken . . . und wie vernünftig und nett doch die Frau ist . . . Da saßt er wieder zusammen. Liegt wieder stöhnend auf dem Sandhaufen des Neubaus. Eine der Frauen sagt, sie wolle den Arzt holen, und läuft fort.

Ich werde aufmerksam. Der Mann scheint doch nicht betrunken zu sein. Ob ich den Leuten wohl helfen soll?

Irgendein Gefühl hält mich zurück. Ist es Trägheit, ist es das Empfinden, nicht auffallen zu wollen?

Die eine der Frauen kommt zurück. „Der Arzt zieht sich nur eben an.“ Es ist eine halbe Stunde vor Mitternacht. Wie lange das dauert, bis er angezogen ist. Er wohnt nur fünf Häuser entfernt. Mühte er nicht schon längst da sein?

Mich packt plötzlich die Unruhe. Eine Blutwelle steigt mir über den Kopf. Hätte ich nicht gleich herunterlaufen sollen? Ich renne zum Schrank, hole die Kognakflasche heraus, renne ins Schlafzimmer, ein Handtuch! Schlüssel! — Wo sind die Schlüssel? endlich! — herunter. — Die Tür ist zweimal verschlossen — wie lange ich brauche, um den rechten Schlüssel zu finden — heraus — über die Straße — „Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Hier ist ein Tuch und Kognak. Vielleicht reiben Sie damit das Herz ein.“

Die Frau tut es. Nochmal und nochmal. Ich gieße immer wieder Kognak zu. Der Mann hat aufgehört zu stöhnen. Da fängt die Frau an zu schluchzen: „Ich glaube, mein Mann hat einen Schlaganfall gekriegt. — Ganz hoch im Mund schluchzt sie.

Der Arzt. Er fühlte den Puls. Er setzt ein schwarzes Röhrchen in die Herzgegend. Der Frau schlottern die Schultern vor kaum unterdrücktem Schluchzen. Der Arzt horcht immer noch.

„Mein Mann ist tot, o Gott, o Gott . . .“ Qualvoll würgt sie das heraus und wimmert und wimmert.

Ich laufe nach einem Auto. An der Straßenecke vor dem Restaurant steht ein offener, kleiner Citroën. Der Wirt schlüßelt gerade die Rolläden. Ich frage, wem der Wagen gehört.

„Ja, ob der herr aber fährt, weiß ich nicht.“ Ich gehe in die Wirtschaft. Warum nur kann ich nicht mal richtig sprechen? . . .

Der Anlasser funktioniert nicht. Wir drehen den Hebel, müssen die Haube heben — endlich!

Der Arzt ist wieder weg. Er holt eine Spritze. Die Frau ist schlungslos. Die andere schluchzt auch. Einige Passanten stehen herum. Fragen wie so, was und wie. Der Arzt kommt zurück und kniet sich neben den Mann. Der liegt da mit offenem Hemd über der Brust. Die ist weiß und dünn behaart. Auf die Glase scheint grell die Laterne. Der Arzt entblößt ein Stück des Schenkels und setzt die Spritze an, hebt die Augendeckel und schüttelt den Kopf. Da schreit die Frau auf. Ich schaue weg, ich kann das Gesicht nicht sehen.

Man trägt ihn ins Auto. Einer hockt hinter ihm auf dem aufgeschlagenen Berdeck und hält den Kopf.

Sie fahren weg. Ich nehme meine Kognakflasche und das feuchte Handtuch und gehe.

Ich stecke eine Zigarette an. Nach vier Zügen geht sie aus. Die Schranktüren stehen noch offen. Draußen fährt die letzte Straßenbahn. Sie passiert um 11 Uhr 53 Minuten unsere Straße . . .

Um 11.30 Uhr das Diebeslied an Dalila. Dreißig Minuten später war ein Mensch draußen auf dem Schutthaufen gestorben.

Ich bin allein in der Dunkelheit und Stille der Nacht und fürchte mich vor dem Tode.

\*



# Eine revolutionäre Kämpferin.

Johanna Kinkel.

Am 15. November 1858 starb in London eine höchst merkwürdige, außergewöhnlich begabte, charakterstarke Frau: Johanna Kinkel, die Gattin des dort im Exil lebenden rheinischen Dichters und Volksmannes Gottfried Kinkel. Als man sie in Woking, weit vor den Toren der Westküst, besuchte, standen mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern u. a. auch Malvina v. Mejenburg und Ferdinand Freiligrath an ihrem Grabe. Der Dichter hat der Stimmung des Abschiedes von diesem seltenen Menschen in einem seiner schönsten Gedichte Ausdruck gegeben: „Zur Winterszeit in England . . .“

In der Josephsgasse in Bonn, wo diese Frau am 8. Juli 1807 geboren wurde, erinnert eine Gedenktafel an Johanna und den „Maitäferbund“, den sie am 29. Juni 1840 mit Gottfried Kinkel und anderen rheinischen Dichtern stiftete. Ihre musikalischen und literarischen Arbeiten sind heute längst vergessen. Auch ihr letztes und wohl wichtigstes Werk „Haus Ibeles in London“ wird kaum noch gelesen werden, obgleich die schonungslos anmutende Darstellung der Schattenseiten des deutschen Emigrantenlebens, die scharfe Charakteristik der unzweifelhaft nach dem Leben gezeichneten Personen und die interessante Schilderung der damaligen englischen Verhältnisse die Lesart dieses Schlüsselromans auch heute noch lohnen würden. Dieser Roman ist auch ein Schlüssel zu dem von mannigfachen Widerprüchen und etlichen Härten nicht freien Charakter der Verfasserin. Ihr Einfluß auf den begabten und hochstrebenden, an Jahren weit jüngeren Mann ist richtunggebend gewesen. Tiefer und schmerzvoller als der leicht entflammte und begeisterte Gottfried mußte Johanna von praktischen Zwecksetzungen zuweilen nicht freier Heroismus an dem unlöslichen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit leiden. An diesem Konflikt hat sich ihre edle, herbe Persönlichkeit zerrieben.

Unleugbar hatte Johanna auch an der Hinneigung ihres Gatten zur Politik und an seiner politischen Wirksamkeit einen nicht geringen Anteil. Welche ihr Gatte als Abgeordneter fern in Berlin, dann leitete Johanna das oppositionelle Organ, dessen Redaktion Gottfried übernommen hatte, und verfaß es im Notfall selbst mit Artikeln. Wenn man von dem mit heiligen Tränen belauteten Ruhmestranze spricht, den die Deutschen, zumal die rheinischen Frauen der Revolution von 1848/49 gewidmet haben, dann scheint das immergrüne Blatt, das Johanna Kinkel dazu gestochen hat, in hellstem Glanze zu strahlen. Sie hing am Traume von den schwarzrotgoldenen Farben, die August Binzer, der in Köln lebte und ein Freund des Kinkelschen Ehepaares war, in seinem Burschenschaftsliede besungen hatte. Das Banner in diesen Farben hat Gottfried Kinkel schon vor den Augen des Freiheitsjägers Ernst Moritz Arndt in Bonn zuerst entfaltet.

Es ist ein wehmütiger Ton, den Binzers Lied durchklingt, und ein wehmütiger Schimmer des Vergessenseins liegt schon über so vielen Ereignissen jener an idealistischsten und aufopferungsvollsten Tagen überreichen Zeit, die Kinkel als Teilnehmer am Kampfe der revolutionären Willkürlichen Armee in der Pfalz und in Baden sah. Kinkel wurde gefangen genommen und vom Rastatter Kriegsgericht abgeurteilt. Dann kam seine abenteuerliche Flucht aus dem Spandauer Zuchthaus, in der Geschichte der Märzrevolution eine der bemerkenswertesten Episoden, sicher ihr sensationellstes Ereignis. Diese Flucht brachte dem Rheinländer, der bereits durch einige Gedichte und vor allem durch sein romantisches Epos „Dito der Schüh“ populär geworden war, Ruhm weit über die Grenzen seines zersplitterten Vaterlandes hinaus. Der unermüdete Anteil, den Johanna Kinkel an der aufsehenerregenden Flucht ihres Mannes hatte, ist nicht gering anzuschlagen. Furchtlos und aufrecht seinen Schmähern und Feinden gegenüber, kühn und zäh in den einmal gefassten Entschlüssen, warb sie, nachdem ihre Freundin Bettina von Arnim den König Friedrich Wilhelm IV. wegen des drohenden Todesurteils heftig und unablässig bestürmt hatte, um die Bundesgenossenschaft des jungen Studenten Karl Schurz, des späteren hervorragenden amerikanischen Staatsmannes. Sie kundschaftete die Verhältnisse aus, führte die Polizei irre, unterhielt chiffrierte Korrespondenzen und alle möglichen Beziehungen, um an ihr Ziel zu gelangen.

Den acht Londoner Jahren, die ihr, nachdem Kinkel befreit worden war, noch zu leben vergönnt waren, blieben äußere und innere Stürme nicht fern. Der Existenzkampf, zumal mit vier kleinen Kindern, war anfangs hart, und der weiteren politischen Propagandätätigkeit ihres Mannes, seinen Bemühungen im Dienste der deutschen Flüchtlingbewegung und seiner für die deutsche Revolutionsanhänger unternommenen Reise durch das Dollerland Amerika stand Johanna ziemlich steifisch gegenüber. Sie hatten es beide schwer in England, er mit Stundengebühren, sie mit Kavierunterricht. Sie wurden auch weiblich ausgenutzt von zweifelhaften Parteigängern und anderen dunklen Persönlichkeiten, die das Haus Kinkel anlockte.

Als erst einmal die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer weiteren Existenz gesichert waren, entwickelte sich das kinkelische Haus zu einem Zentrum des deutschen geistigen Lebens in London. Die sorgenreichen und aufreibenden Jahre des Exils haben Johanna beste und letzte Kräfte aufgezehrt. Unter den Frauen, die sich durch ihre mutige und opferreiche Teilnahme am Freiheitskampfe des deutschen Volkes ein unauslöschliches Verdienst erworben haben, verdient Johanna Kinkel eine ehrenvolle Erinnerung.

\*

## Der schwarze Rötter.

Eine Zuchthausgeschichte von A. Richard Kämpfer.

Er ist nicht von reiner Rasse, sondern ein Mischung von Mischlingen. Teils Jagdhund, teils schottischer Schäfer, und der Rest ist wohl Dobermann und Terrier.

Er ist schwarz und kurzhaarig, hat Schappohren und nicht kuppelte Rute. Aber er ist treu.

Treu wie Gold?

Rein! Nichts ist trügerischer als dies. Treu ist er wie das Unglück. Das ist besänbig.

Und weil er ein so raffeloser Rötter ist, so ist auch sein Herr kein Bankfürst und kein Billenbesitzer. Er ist Proletarier, grab' wie sein Hund. Und weil sie beide treu sind und arm, kam als Dritter das Unglück zu ihnen und blieb als ständiger Gast.

Und mit dem Unglück kam der Hunger.

Und mit dem Hunger der Haß.

Und mit dem Haß die verzweifelte Tat.

Und dann — dann kamen die Kriminalbeamten, jesseten den Mann und führten ihn ab. — — —

Zehn Jahre Zuchthaus. Denn er ist ja oem. Ist ja nur Prolet.

Und weil er weder Frau noch Kinder hat, nichts als die Lumpen, auf dem Leib und den Hund, so war jeht all sein Sorgen, Sehnen und Sinnen und Trachten nur sein Hund.

„Er wird verhungern,“ sagte er. Er sagte es zu allen. Er sagte es hundertmal am Tage. Nachts schrie er im Traume den Namen des Hundes. Er dachte nicht an sich, nicht an die zehn qualvollen Jahre, an ein verlorenes Leben. Er dachte nur an ihn, den Hund, und litt unsagbar.

Da schrieb ich an Bekannte und bat, in seinem Hause und in der Nachbarschaft zu forschen nach ihm, dem schwarzen Hund. Ich schrieb an den Tierchutzverein und bat um Auskunft, und da ich Geld befaß, inserierte ich zehn Tage fortlaufend in drei verschiedenen Zeitungen. Ich beschrieb den Hund genau und gab das Datum an, seitdem er herrenlos war. Ich versprach Kostgeld bei Rückgabe und Belohnung.

Hoffnung hatten wir wenig, denn was ist ein Hund in einer Millionenstadt? Ein raffeloser, herrenloser schwarzer Rötter!

Es meldeten sich sehr viele Leute: Hundehändler und Privatpersonen. Sogar ein Detektivbureau bot seine Dienste an.

Die Beamten lachten. Wir alle lachten. Der Zuchthausdirektor sprach von „grobem Unfug“, aber er lachte ebenfalls.

Nur er, den es anging, er lachte nicht. Er lebte von Tag zu Tag, von Hoffnung zu Enttäuschung und von Enttäuschung zu neuer Hoffnung. Grauenhaft, einen Mann weinen zu sehen.

Am zehnten Tage kam ein halbwüchsiger Junge und brachte einen mageren, struppigen, schwarzen Rötter.

„Ist er das?“

Der Mann sah auf den Hund, und der Hund sah auf ihn. Stark, zweifelnd, fragend beide: „Bist du's?“ Dann wimmerte das Tier ganz leise, kam zitternd vor Erregung, zögernd, schnuppernd näher, erkannte plötzlich seinen Herrn, heulte auf, daß die kalten, Zuchthausmauern widerhallten. Und dann kam ein wirbelnder, rasender Laumel vor Freude. Ein Springen und Wimmern, ein Streifeln und Kosen und Drücken und Lachen und Weinen. — — —

Er war es.

Der Wachtmeister nahm ihn in Pflege. Oft läßt er ihn jeht ganze Stunden bei ihm, dem Herrn, dem Gefangenen. Das sind Feier- und Glückstunden für beide. Für den Herrn und für den Hund.

Keiner ist unter uns, der ihn nicht liebt und ihn nicht freischelt. Den schwarzen Rötter mit den treuen Augen. Keiner, dem er nicht tröstend, zutraulich — dankbar die Hand gestekt.

„Freiheit“ rufen wir ihn. „Freiheit.“ Dabei denken wir an Wälder und Sonne. Wenn nicht Sonne und Schatten wären im Leben, so umgleich verteilt, und wenn nicht das Unglück wäre, das den Hunger bringt und mit ihm den Haß, dann wäre auch nicht die verzweifelte Tat. Dann gäbe es auch nicht Menschen, denen man das höchste raubt, das sie besitzen kraft ihres Menschentums, die Freiheit.

Uns raubte man sie, und wir lieben sie doch so sehr. „Freiheit“ rufen wir dann den Hund und streifeln sein glattes schwarzes Fell. „Freiheit“ rufen wir ihn und denken an Wälder und Sonne, an das draußen Leben jenseits der Mauern. An freie Menschen und freie Welt. Und an Liebe.

# Der Weg in die Nacht.

Von Willy Möbus.

Es regnet! Unablässig!  
Grauer Nebel sinkt tief ins Tal. Die Wipfel der hohen Bäume erscheinen aufgelöst. Die im Sonnenlichte so nahen Berge sind weggeschwift. In diesen Tropfen perlt es von den Tannen hernieder. Jedes Blatt neigt sich unter der feuchten Last.

Ganz fern, halb erstickt, tönt der Pfiff einer Lokomotive. Aus Bergeshöhen antwortet das dünne Läuten einer Kirchenglocke. Gedämpfte Helle leuchtet aus nahen Häusern. Der Abend nimmt die letzten zarten Schatten hinweg. Bittere Kälte kommt und eisiger Wind.

Zwei Wanderer schreiten auf nasser, aufgeweichter Straße. Mit großen Schritten, wortlos. Hart drücken die Rucksäcke. Weit liegt die letzte Siedlung hinter ihnen. Schwarz umfassen sie die hohen Wände des Gebirgswaldes. Schwarz mischt sich die Farbe der Landstraße mit den dunklen Rändern des Waldes. Gebirgsbächlein rauschen unsichtbar im dunklen Tann. Und jeder Wegweiser ist verschwunden.

„Der Teufel holt diesen Marsch!“

„Man sieht nicht mehr die Hand vor den Augen.“

„Da kann man nichts machen. Immer geradeaus geht der Weg zum Höhenhaus.“

Aus dem Dunkel kommt keine Antwort. Leise stampfen die Schritte. Höher und höher steigen die beiden Wanderer.

Der Regen dringt durch ihre Kleider. Ihre Zähne schlagen aufeinander. Sie klappern laut und vernehmlich. Keiner spricht. Sie fügen sich ein in das große Schweigen der Landschaft, in die Stille der Unendlichkeit. Immer unsicherer werden ihre Schritte. Sie stolpern über lose Steine. Dann unterbrechen laute Flüche die Stille. Vögel fliegen schon durch niedrigere Zweige. Es ist, als ob die Geister des Gebirges, von denen unzählige Sagen berichten, ihr Unwesen trieben. Lauert dort nicht eine alte, böse Hexe und dort ein boshafter Zwerg? Schleicht nicht dort eine Kage mit giftigen grünen Augen durch das Dunkel dieser Nacht? Kuschen dort nicht Moosweibchen den Abhang hinunter; steht nicht ein seltsames Ungeheuer geduckt hinter einem Baum?

Der Wind heult. Er rast durch den Wald.

Tobt nicht die wilde Jagd vom Hochgebirgskamm hernieder in die Tiefe?

Hart packt der Sturm die beiden Wanderer. Jeder schreit still für sich hin. Gedanken werden wach, Erinnerungen. Not sehen sie und Elend daheim. Arbeit winkt jenseits der hohen Berge. Dort hin treibt sie der Hunger. Sie wandern, weil sie schaffen wollen und leben. Und darum haben sie auch die Warnungen der Leute unten im Tale verachtet. Die Leute hatten sie eindringlich gewarnt vor der Nacht im Walde; sie hatten sie gewarnt vor Kälte und Sturm. „Und, wenn die Abendglocke tönt,“ so hatte man ihnen gesagt, „dann soll man im Hause bleiben, dann ist es draußen in den Bergen nicht mehr recht geheuer.“ Alle Warnungen hatten die Wanderer in den Wind geschlagen. Sie wollten es wagen. Sie wollten Arbeit haben und Brot. Waren sie denn nicht Kerle, die es wagen konnten? Hatten sie doch nicht einmal Furcht, wenn sie den Teufel um Mitternacht am Friedhofe trafen.

So waren sie nun hier auf dieser unsicheren Straße. Jeder Augenblick konnte ihnen Unheil bringen. Jetzt führte der Weg an steilen Hängen vorüber. Geißte Steine rollten in die Tiefe. Langsam, nur noch Schritt für Schritt, tasten die Beiden sich durch das grauenhafte Dunkel. Der Regen ist zum Schnee geworden. Nasser Schnee dringt durch die Stiefel. Die Kälte dringt ins Mark. Müdigkeit dringt ins Gebein. Höher hinaus führt der Weg. Härter wird der Schnee. Aber die vom Sturm getriebenen Flocken stechen wie Nadeln. Da beginnt der schwerste Kampf, der Kampf gegen die Müdigkeit des eigenen Körpers. Bleischwer liegt sie auf den Wanderern. Ein Zurück ist nun unmöglich. Sie müssen vorwärts, und sie wollen es auch. Wieder tasten sie sich durch das Unweitere, durch Dunkelheit und Kälte, Schritt um Schritt. . . .

Der nächste Morgen sah Sonne auf den Wegen. Der Schnee schmolz schnell dahin. Wenige Minuten von der Hochgebirgsbaude entfernt fand man zwei leblose Wanderer. Die Nacht hatte sie verschlungen. Es gelang, den einen von ihnen wieder ins Leben zurückzurufen. Aber sein Geist war verwirrt. Er schrie zuweilen entsetzlich: „Der Berggeist kommt; er packt mich, jetzt, jetzt. Er erwürgt mich; Hilfe, Hilfe!“ So mochte er wohl auch geschrien haben, als er verlassen zusammenbrach, als Nacht, Kälte, Hunger und Müdigkeit ihm Schreckgespenster vortäuschten. Und wenn der Irre schrie, dann ergreift die Leute auf der Baude ein Grauen. Sie segneten den Tag, als man ihn hinunterbrachte ins Tal, als eine Anstalt ihre Mauern um ihn schloß. Wohl heilten ihm die erkorenen Glieder. Die Berggeister aber hatten sich in seinem kranken Hirn eingenistet. Niemand vermochte sie daraus zu vertreiben. Er war in die Nacht gegangen, und die Nacht war in ihm geblieben.

## Humor

### Die oberste Instanz.

„Marie, wissen Sie, ob meine Frau heute ausgeht?“

„Jawohl, gnädiger Herr!“

„Wissen Sie vielleicht, ob ich mitkomme?“

### Jahresertrag.

„Haben Sie dies Jahr viel aus Ihrem Garten herausgeholt, Herr Kranebitter?“

„O ja: acht Tungs und zwei Kühe.“

### Was ihm zukommt.

Die Familie sitzt am Mittagstisch. Es läutet. Natürlich ist's ein „armer Reisender“. Bis das übliche Fünfpfennigstück gefunden ist, vergeht eine kleine Weile. Als daher der kleine Harry, zu dessen Aufgaben es gehört, die Bettler zu bedienen, mit der Gabe an die Tür kommt, ist der Betreffende bereits eine Treppe höher gestiegen, weil er nicht mehr mit einem Erfolg rechnete. Er kommt aber trotzdem nicht um das ihm Zugedachte, denn der kleine Harry ruft ihm laut nach: „Du, Ma, du höstst bei Geld vergesst!“

### Hochschätzung.

„Glaubst du, daß Friß mich liebt? Gestern stand ich hinter euch und hörte, wie er zu dir sagte, er schätze mich sehr hoch.“

„O gewiß, liebste Freundin. Wir sprachen über dein Alter.“

### Bedrohliche Situation.

„Ach, von der Reise zurück! Wie war es, waren Sie gut aufgehoben?“

„Ja, sehr ländlich, bei einem Kleinbauer.“

„Wie war die Beköstigung?“

„Ja, das ist so eine Sache gewesen. Erst starb ein Schwein, und da hatten wir acht Tage Schweinebraten. Nachher starb ein Kalb, und da lebten wir vierzehn Tage von Rübbernem. Schließlich erkrankte die Schwiigemutter — da bekam ich es mit der Angst und reiste schleunigst ab.“

### Doyales Geschäft.

„Ich habe gesehen, wie Sie Billy geküßt haben, Herr Schniepel“, erpresste der kleine Max.

„Hier, Mädchen, hast du eine Mark, daß du aber niemand ein Wort erzählst!“

„Gewiß nicht — und hier haben Sie fünfzig Pfennig zurück. Sie sollen bei mir nicht mehr bezahlen wie alle anderen.“

### Begründung.

„Was ist mit Lehmann?“

„Er muß sßen.“

„Warum?“

„Weil er gestanden hat.“

\*

Der Dichter Alfred Jarry ging eines Abends in die große Oper und nahm neben einem Freund in einer Loge Platz. Während des zweiten Aktes erhob er auf einmal seine Stenorstimme und rief in den Saal: „Es ist unerhört, daß im Saal soviel Leute beisammen sind, die sich langweilen, und daß andere die Erlaubnis haben, sich mitten im Orchesterraum mit Basinstrumenten zu amüsieren.“

Zu Dr. Louste, dem berühmten Pariser Dermatologen, kommt eine elegante Dame von reiferem Alter und sagt mit lebenswichtigen Augenzwinkern: „Ich möchte, Herr Doktor, gern von Ihnen Bescheid in einer diskreten Angelegenheit.“

„Was ist denn passiert?“ fragt Dr. Louste.

„Die Zeiten sind schlimm für eine bessere Witwe“, sagt die Dame, „und da meine Wohnung für mich allein zu groß ist, habe ich ein Zimmer an einen jungen Mann vermietet, an einen netten jungen Mann, der durchaus anständig ist. Aber ich glaube, der arme Junge hat die . . .“ (Und sie nennt eine weiterbreitete Geschlechtskrankheit.)

Dann fügt sie mit unschuldiger Miene und ganz leise hinzu: „Und nun möchte ich wissen, Herr Doktor, ob diese Krankheit ansteckend ist.“

Der Dr. Louste laut an seinem weißen Schnurrbart und sagt, ebenfalls mit leiser Stimme und in väterlichem Ton: „Das, gnädige Frau, hängt ganz von ihnen ab.“

\*

